

August Rebbe

**Stefan, Stefan!**

Tatsachenbericht



August Rebbe

# Stefan, Stefan!

Geschichte eines Unfalls

**Tatsachenbericht**

**Heimdall Verlag**  
Digital Edition 

---

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

# Heimdall Verlag

Digital Edition

Hergestellt in Deutschland • 2. Auflage 2016

© Heimdall Verlag, Devesfeldstr. 85, 48431 Rheine,

[www.heimdall-verlag.de](http://www.heimdall-verlag.de)

© Alle Rechte beim Autor: August Rebbe

Satz: Heimdall DTP-Service, [www.lettero.de](http://www.lettero.de)

Abbildungen/Fotos: © August Rebbe

ISBN: 978-3-946537-25-0

Es ist Herbst geworden. Oktober. Der Sommer 1978 ist Vergangenheit.

Die Tage werden kürzer und kühler. Kaltlufteinbrüche aus dem Norden lassen die Natur in einem klaren, glänzenden Licht erscheinen.

An solchen Tagen strebe ich mit meinem Teller in der Stadthauskantine der verglasten Nordseite zu. Hier oben im 12. Stockwerk zur Mittagszeit genießen meine vom Computer gestressten Augen die gute Fernsicht Richtung Norden. Das Panorama des Teutoburger Waldes erstreckt sich von den Kühltürmen des Ibbenbürener Kraftwerkes über die helleuchtenden Steinbrüche bei Lengerich bis zu den Höhenzügen, wo ich Bad Iburg und rechts daneben Bad Rothenfelde vermute.

Irgendwann habe ich das Haus mit unserer Wohnung im 3. Stockwerk entdeckt. Das Kinderzimmerfenster und den Balkon erkenne ich gerade noch über den Wipfeln einiger Bäume der Promenade, die in dieser 1.700 m Luftlinie stehen. Wenn ich zurückzähle, ist es die 6. „Unterkunft“, bzw. Wohnung, mit meiner Frau. Und es ist die bisher schönste. Ist irgendwann wieder ein Wechsel fällig? Um diese Zeit werden meine Frau und die aus den Schulen zurückgekommenen Kinder am Mittagstisch sitzen.

Die Jahre eilen unmerklich dahin. An dem Heranwachsen der Kinder ist das deutlich zu erkennen.

All die Jahre waren schön, wenn auch mit einigen Sorgen, wie Krankheiten, durchsetzt. Die Regale mit Schmalfilmen füllen sich mehr und mehr, vor allem mit den obligatorischen Weihnachts- und Urlaubsfilmen.

Es wird sicher später mal interessant, auch für angeheiratete Erwachsene, zu sehen, wie sich unsere Kinder getummelt haben.

Stefan war als Kleinkind etwas schwieriger als Markus, dafür aber noch putziger.

Oben in der 3. Etage unter dem Flachdach konnten wir, meist meine Frau, nicht erkennen, wer unten die Klingel gedrückt hatte.

Wenn dann Hundegebell und Geschimpfe von Herrn von Bruchhausen heraufdrang, war es Stefan, der erst den untersten Knopf gedrückt hatte.

Wir sind ein „offenes Haus“ bzw. eine „offene“ Wohnung. Unsere Kinder dürfen ihre Freunde mit nach oben nehmen. Meine Frau stand meist, wenn es klingelte, in Wartestellung oben auf der Empore und lauschte den Schritten und Reden der Heraufkommenden. Drollig war z. B., wie Stefan als Dreijähriger dem ein Jahr älteren Nachbarjungen auf diesem Gang nach oben das Alter der „Oma-Dortmund“ erklärte: „Ja, die ist so alt, die hat noch bei den Dino-Sauriern gelebt.“

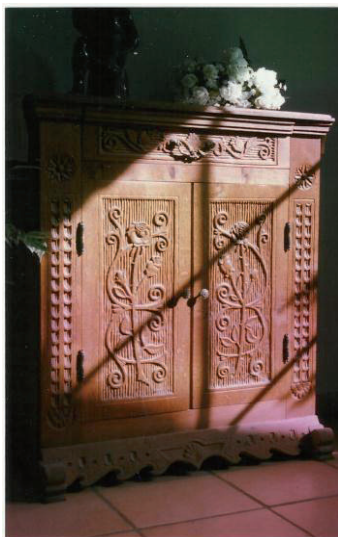
Jetzt, mit elf Jahren, würde er eine Menge über die Dinos erzählen können, aber nicht im Zusammenhang mit meiner Mutter.

Meine Frau ist nicht nur großzügig, was die Kinder betrifft. Auch ich profitiere davon.

Um unseren schmalen Geldbeutel nicht zu strapazieren, habe ich aus zugeschnittenen Eichenbrettern einen Schuhschrank gezimmert und mit Schnitzereien versehen. Diese Schnitzereien durfte ich auf dem Esstisch, mit Decke unterlegt, im Wohnzimmer durchführen.

Es wurde eine ansehnliche Eichentruhe. Und weil das Stück viel Anerkennung bekam, „setzte ich noch einen drauf“ und bastelte einen Westfälischen Milchschränk. Alles aus massiver Eiche. Der steht nun als Blickfang vorne in der Diele.

Markus ist auf dem Ratsgymnasium. Er ist ein guter Schüler, trotz seiner latenten Faulheit in Sachen Hausaufgaben und Vorbereiten auf Arbeiten in der Schule. Wir staunen immer wieder, wie er es schafft, trotzdem gute Zensuren zu schreiben.



Stefan geht seit September zur Realschule im Kreuzviertel. Er hätte zu jeder weiterführenden Schule gehen können. Wir haben diese Schule gewählt, weil er unbedingt mit dem Fahrrad fahren will. Es führt ein gut ausgebauter Fahrradweg dorthin. Einige Nachbarkinder haben den gleichen Weg. Stefan ist Legastheniker. Auf dieser Schule sind weniger Fremdsprachen Pflicht. In Mathematik ist er ein Ass. Vor Tagen hätte die ganze Klasse geklatscht, weil er einen eigenen Lösungsvorschlag gebracht hatte. Nur im „Deutschen“ hapert es noch. Umso erfreulicher war es, als er vor Wochen im Diktat eine „Zwei“ bekam. Er war mächtig stolz. Meine Frau und ich waren erleichtert.





Neben den fast täglichen Reibereien zwischen den beiden Kindern gibt es z. Z. besonderen Ärger wegen der Gitarre vom Markus. Der bekommt Gitarrenunterricht im Musikhaus Lyra. Nun will Stefan auch die Gitarre benutzen. Also kaufen wir ihm eine Gitarre und er bekommt, so wie Markus, Unterricht bei Lyra. Problem gelöst.

Öfters, wenn meine Frau und ich ihn dort abholen, stehen wir vor der noch geschlossenen Tür des Unterrichtsraumes. Lauschen auf die Töne der Übenden und der Stimme des Lehrers.

Manchmal hören wir stolzen Eltern, wenn auch Stefan gelobt wird.

Als ich 1969 im Urlaub an der Ostsee mit meinen Tagebuchaufzeichnungen begann, waren sie von relativ sachlicher Art. Da stand was vom Wetter, von finanziellen Ausgaben und von irgendwelchen unternommenen Aktionen. Später schlichen sich mehr und mehr meine subjektiven Empfindungen mit ein. Vor Wochen widmete ich über zwei Seiten in meiner Kladde der nach meinem Empfinden sehr schönen Zeit in unserer Familie.

Meine genetisch bedingte Zukunftsangst hat sich zurückgezogen, ist von der positiven Gegenwart überlagert.

Das abgenommene Stimmengewirr, die plötzliche Ruhe in der Kantine, nur leichtes Tellerklappern dringt zu mir nach oben, lässt mich in die akute Gegenwart fallen. Ich muss zurück zu meinem Arbeitsplatz.

Die Tage sind weiterhin kühl und klar. Es ist der 19.10.78. Meine Frau erwacht an diesem Morgen mit

starken Kopfschmerzen und unerklärlichen Schmerzen im rechten Arm und in der rechten Schulter.

Mit Mühe gelingt ihr die Zubereitung des Frühstücks für die Kinder. Danach legt sie sich wieder ins Bett.

Stefan hat sehr gute Laune, als er sich von ihr verabschiedet. Er kommt an ihr Bett, küsst sie und sagt: „Tschüss Mama, heute schreibe ich eine ‚Eins‘ in Mathematik.“



Ich sitze zu dieser Zeit schon im Büro.

Das Telefon klingelt. Es ist meine Frau. Sie hat einen Anruf vom ev. Krankenhaus bekommen. Stefan hätte einen leichten Unfall gehabt. Sie solle doch bitte kommen.

Ich melde mich kurz ab und eile mit dem Fahrrad nach Hause.

Die Sorgen um Stefan reißen nicht ab, darin sind wir uns einig. Vor Wochen brach er sich den Mittelfinger der linken Hand beim Fußballspielen. Mit tränenerstickter Stimme saß er auf der Couch und jammerte über seine Situation: „Warum muss ich immer leiden?“ Nun das! Hat er sich evtl. ein Bein oder einen Arm gebrochen? Wie viele Wochen Schulausfall?

Im ev. Krankenhaus empfängt uns das Personal mit ernstesten Gesichtern. Eine halblaute Stimme: „Das sind die Eltern.“ Wir werden über die Schwere des Unfalls aufgeklärt. Er war auf der Kreuzung Friesenring/Nordstraße

(zulässige Geschwindigkeit 60 km/h) auf dem Fahrrad von einem Auto erfasst worden. Unser Sohn ist noch tief bewusstlos.

Das plötzliche Erkennen der Situation bleibt nicht ohne Wirkung auf meinen Kreislauf.

Mir wird schlecht! Ich bekomme irgendein Medikament.

Kurze Zeit später wird Stefan mit dem Krankenwagen zur Uni-Klinik gebracht.

Wahrscheinlich ist man hier mit der Schwere des Falls überfordert.

Meine Frau sitzt bei ihm. Ich fahre in meinem Auto hinterher. Vor mir das Blaulicht des Krankenwagens. Ich im „Windschatten“ dicht dahinter. Mein Inneres ist wie ausgehöhlt. Ich bin wie in Trance. Ich bete, ich bitte, alles möge doch nur ein böser Traum sein, aus dem ich gleich aufwache. „Mein Gott, lass es nicht wahr sein!“

In der Neurochirurgie ist viel Getümmel. Die Flure im 1. Stock sind voll von Menschen. Tragen mit Verletzten im Gewühl. Dazwischen bewegt sich medizinisches Personal, teilweise in grünen Kitteln. Ein Hubschrauber steht auf dem Rasen vor der Klinik.

Aus Wortfetzen höre ich von einem großen Unfall auf der Autobahn.

In all dieser Hektik, dieser Unruhe stehen meine Frau und ich an der Trage unseres bewusstlosen Sohnes. Sein Gesicht ist mittlerweile verquollen, mit blauen Flecken übersät. Es zieht auf diesem Flur. Nur eine Decke bedeckt seinen scheinbar bloßen Körper.

Nach einer neurologischen Untersuchung, sein Zustand wird von den Ärzten als sehr ernst angesehen, bringt man ihn in die Intensivstation der Kinderklinik.

Hier wird er erst mal versorgt, an medizinische Geräte angeschlossen, d. h., man schiebt ihm einen Tubus, einen Schlauch, in die Luftröhre, damit er, falls erforderlich, an eine Beatmungsmaschine angeschlossen werden kann. Durch eine Nasenöffnung führt ein Sondierungsschlauch in den Magen. Eine sogenannte „Astronautennahrung“ ist nun seine Energiequelle. Natürlich hängt er auch am „Tropf“.

Ein hoffnungsfroher Schüler, der sich auf eine Klassenarbeit freute, und nun Stunden später liegt hier ein hilfloses Bündel Mensch, das man versucht, mit zahlreichen Schläuchen und Geräten am Leben zu erhalten. Ein schlimmer Anblick für uns Eltern.

Irgendwo glimmt ein Funken Hoffnung!

Neben der schweren Kopfverletzung, von der man noch kein genaues Bild hat, sind da noch ein komplizierter Sprunggelenkbruch, ein Wadenbein- und ein Oberarmbruch. Alles auf der rechten Körperhälfte.

Den Umständen entsprechend tritt eine gewisse Ruhe ein. Es ist fast totenstill, bis auf das monotone Piepsen der elektrischen Geräte.

Es ist Mittag geworden. Man rät uns, nach Hause zu fahren. Benommen, immer noch unter Schock stehend, treten wir die Heimfahrt an. Unsere Welt, wie sie war, gibt es nicht mehr!

Trotzdem glaube ich, klammere ich mich an einen Funken Hoffnung.

Um 16 Uhr fahre ich allein zur Klinik. Ich muss, wie schon am Morgen, durch eine „Schleuse“. D. h., aus hygienischen Gründen müssen sich die Besucher einen Kittel, eine Kopfbedeckung und dünne Plastiküberschuhe überziehen. Alles in Grün.

Stefan liegt immer noch im selben Zustand, wie wir ihn verlassen haben.

Etwas später kommt u. a. ein Neurochirurg an sein Bett. Im Pulk von Ärzten und Schwestern sehe ich, wie sich Stefans rechte Gesichtshälfte verzieht, als der Chirurg vor dem Eingipsen seinen rechten Fuß „richtet“. „Er spürt es in der tiefen Bewusstlosigkeit nicht“, höre ich auf meine besorgte Frage. Ich habe starke Zweifel!

In dieser Zeit hier auf der Station ruft der Unfallfahrer an und will Informationen haben. Man gibt sie ihm, nach meiner Einwilligung. Ich weiß nicht, was dem Mann gesagt worden ist.

Er tut mir leid, trotz allem. Ich kann mir vorstellen, wie furchtbar es ist, ein Kind anzufahren, wie die Schuldfrage auch immer liegt.

Als ich abends seine Telefon-Nummer wähle, ist die Mutter am Apparat. Ich spiele alles ein wenig herunter und fühle, dass sie erleichtert ist.

Es ist Samstag. Zwei Tage sind seit dem Unfall vergangen. Eine Ärztin hatte uns gestern behutsam darauf aufmerksam gemacht, dass Stefan die nächsten Tage vielleicht nicht überleben würde. Heute sollte er an der rech-

ten Oberarmkapsel operiert werden. Nach dem Aufwachen um 3 Uhr in der Nacht war bei mir und meiner Frau an Schlaf nicht mehr zu denken. Wir waren bis zum Zerreißen gespannt.

Nach meinem Anruf um 11 Uhr: Keine Oberarmoperation. Dafür Schädeloperation. Verdacht auf größere Blutungen im Gehirn. Die Pupillenreaktion würde das bestätigen.

„Nun ist alles aus“, ist unsere Reaktion!

Mein Kreislauf ist schwach. Wie betäubt fahre ich allein in die Klinik.

Ein Neurochirurg ist gekommen. Zur genauen Untersuchung wird Stefan in das Computerzentrum gefahren. Ich fahre mit. Bin an seiner Seite. Versuche zu helfen. Trage die Medikamentenflasche, die mit seinem Kreislauf verbunden ist. Man lässt mich als Vater gewähren. Ich bekomme eine Bleiweste angepasst und darf überall mit rein.

Zurzeit ist dieser Computertomograph der Einzige in Münster.

Es werden lokale Blutungen im Gehirn festgestellt. „Sie müssen aber nicht sofort operiert werden“, wird mir gesagt. Ich sehe mehrere fast hühnereigroße Blutungen auf diesen Computerfotos.

Gegen 15Uhr liegt Stefan wieder in der Kinderklinik.

In der Zwischenzeit hatte ich mit meiner Frau telefoniert, um sie zu informieren und auch ein wenig zu beruhigen.

Abends sitzen wir noch spät am Krankenbett. Mit ein wenig Hoffnung gehen wir danach am nahen Aasee im Dunkeln spazieren.

Am anderen Tag rufe ich gegen 6 Uhr die Klinik an. Die Nacht wäre ruhig verlaufen. Leichte Entspannung bei uns. Nachmittags sitze ich wieder an Stefans Bett.

Er ist sehr unruhig. An den elektronischen Geräten (EKG) sehe und höre ich seinen Pulsschlag. Er bewegt sich zwischen 150 und 170. Die Ärztin erklärt mir, dass Stefan Gehirnkrämpfe habe.

Circa 2 Stunden sitze ich da und starre gebannt im Wechsel auf meinen Sohn und auf dieses EKG-Gerät. Höre diese aufreizenden monotonen Pieptöne. Sehe die hohe Pulsschlagzahl.

Stefan krümmt sich in der Bewusstlosigkeit. Es ist für mich furchtbar. „Mein Gott!“ Ich mache den irren, aussichtslosen Versuch, das Gerät zu hypnotisieren, damit es weniger hohe Werte anzeigt.

Die Ärztin gibt ein Medikament in seine Venenkanüle. Es ist ein Beruhigungsmittel. Viel hilft es nicht. Mein vor Stunden vorhandenes zartes Pflänzchen von Optimismus ist dahingewelkt.

Später stellt man fest, dass er sich in dieser Phase auf die Zunge gebissen hatte.

Eine Vorsichtsmaßnahme in Form eines „Knebels“ war nicht getroffen worden. Ich massiere seinen linken Fuß, sein linkes Bein. (Das rechte ist in Gips).

Der Grad der Verzweiflung bleibt bei mir hoch.

Gegen 18 Uhr fahre ich nach Hause.

Von der Wohnung meiner Schwiegereltern, wohin ich meine Schwiegermutter von einem Besuch bei uns zurückbringe, fahre ich weiter, wieder zur Klinik.

Es ist 21:30, keine große Veränderung. Als ich zu Hause anrufe, um meine Frau zu informieren, meldet sich niemand. In meiner jetzigen psychischen Verfassung ist

Raum für alle möglichen Vorstellungen. In Panik rase ich nach Hause. Entwarnung! Sie hatte das Läuten des Telefons nicht gehört.

Mit einigen Schlafmitteln versuchen wir, die Nacht durchzuschlafen.

Wochenanfang, 6:30 Anruf in der Klinik. Stefans Zustand sei stabil. Ich fahre ins Büro. Viel Arbeit. Trotzdem schwingen mich in der „verlängerten“ Mittagspause aufs Fahrrad und eile in die Klinik. Stefans Puls nur noch um die 110.

Sein 2 Jahre älterer Bruder Markus ist von einer, schon vor längerer Zeit geplanten Wochenendfahrt nach Bethel mit seiner Konfirmandengruppe zurück. Wir Eltern fanden es gut, dass er aus diesem traurigen Familienklima herauskam. Ob es eine Abwechslung für ihn war, erfahren wir nicht. Er ist wortkarg und in sich gekehrt.

Am nächsten Tag nehmen wir ihn mit in die Klinik. Markus blickt stumm und kreidebleich auf seinen Bruder. Die Schläuche in Nase und Mund. Der noch nicht operierte Arm in einer Schlinge.

Die Geräusche der elektronischen Geräte. Die Augen tief in den Höhlen.

Bedrückendes Schweigen auf der Rückfahrt.

Ich fahre nun jeden Morgen vor dem Dienst ins Krankenhaus. Nachmittags und abends dann nochmals mit meiner Frau. Das nicht zu überhörende und zu übersehende EKG zeigt uns nun etwas bessere Werte an. Ca. 85-90 Herzfrequenz. Temperatur knapp über 37°. Wenn



er dann so ruhig liegt, können wir diesen Zustand besser ertragen.

Ich habe sein Bein und seinen Kopf gestreichelt. Irgendwie hat er wie im normalen Schlaf tief Luft geholt und dabei geschluckt. Das erinnerte mich an die Zeit vor seinem Unfall und machte mich für einen Moment glücklich.

Die Welt, wie wir sie bis zum 19.10.78 erlebt haben, gibt es nicht mehr. Und doch läuft alles seinen gewohnten Gang um uns herum. Wir müssen weiter funktionieren. Im Beruf, in der Familie. Aber alles hat einen anderen Stellenwert.

Eine Zahnwurzeloperation bei mir habe ich erst mal zurückgestellt. Dafür muss ich mit Markus zum Arzt. Sein Blutdruck ist beängstigend hoch. Er soll gründlich untersucht und behandelt werden. Wir finden ihn zu dünn und zu schnell gewachsen. Eine Handwurzeluntersuchung soll Klarheit schaffen, was seine endgültige Größe sein wird. Das sind für uns „normale“ Sorgen. Das unlösbare Problem bleibt Stefan.

Ich war mal wieder zu optimistisch. Jetzt, am Donnerstagabend, hat Stefan leichtes Fieber und seine Herzfrequenz geht bis 130.

Die Nerven meiner Frau liegen blank. Sie will ihn mit nach Hause nehmen, so unreal das klingt. Ich habe auch Angst um sie.

Die Ärztin schafft es nach längerem Auf-sie-Einreden, sie zu beruhigen.

Es ist spät, als wir zu Hause sind.

Freitag, 27.10., 7 Uhr am Krankenbett. Stefan ist unruhig. Puls 110, ca. 38° Temperatur. Er soll nun am Oberarm operiert werden. Risiko! Macht das kaputte Gehirn das mit? Ich will in der Nähe sein und nehme mir im Büro frei.

Sein Bett in der Intensivstation ist leer, als ich um 10 Uhr komme. Schon in der Chirurgie? Nein, man hat ihn in die Ambulanz der Schulkinderstation gebracht. Die ist im selben Gebäude, durch längere Flure zu erreichen. Als ich dort ankomme, sehe ich eine Schar von weißen Kitteln vor einem Bett stehen, in dem ich Stefan vermute. Es sind Mediziner, die ich noch nicht kenne, u. a. der Leiter dieser Station, der Leiter der neurologischen Abteilung der Kinderklinik (Albert-Schweizer-Haus) und andere Ärzte.

Ich gebe mich als Vater zu erkennen und werde mit einer Mischung aus Anteilnahme und Wohlwollen an das Bett gelassen. Meine Fragen über die Zukunftsaussichten meines Sohnes beantwortet man ausweichend.

Stefan scheint kein Fieber mehr zu haben. Puls ca. 100.

Nun soll keine OP am rechten Oberarm gemacht werden. Wir fühlen uns wie in einer Zerreißmaschine. Wie lange halten wir das noch nervlich durch?

15 Uhr bin ich wieder in der Klinik. In dieser Schulkinderstation sehe ich andere neue Gesichter von Ärzten und Schwestern. Alle geben sich große Mühe für Stefan, wie mir scheint. Eine Ärztin polstert die Schlinge, die um seinen immer noch nicht operierten Arm gewickelt ist, mit Watte aus. Diese Fürsorge tut auch mir gut.

Nachts und auch am Tage sitzt ein Medizinstudent an seinem Bett, um ihn zu überwachen.

Ein neues EEG ist gemacht worden. Es soll besser sein als das letzte.

Einen Besuch bei meiner Mutter in Dortmund, den ich am Wochenende machen wollte, habe ich natürlich abgesagt. Stefan hätte eine Gehirnerschütterung und Knochenbrüche, war meine Entschuldigung. Warum soll sie die ganze Wahrheit erfahren? Sie ist über 80 Jahre alt.

Es ist Sonntag, der 29.10.78. Stefans Zustand gleichbleibend. Als ich mittags zum Auto gehe, kommt Dr. F. hinter mir hergelaufen: „Die Oberarm-OP wird morgen stattfinden!“

Meine Frau und ich finden unseren Sohn um 18 Uhr in der Intensivstation wieder. Man hat ihm die Haare gewaschen. Er macht einen ruhigen Eindruck. Für mich ist es gut, dass meine Frau ihn so erlebt. Mit einer gewissen Erleichterung gehen wir durch die Stadt, etwas Luft holen, auch im seelischen Bereich.

Montag 7 Uhr bin ich wieder bei ihm. Irgendwie scheint er wacher zu sein. Die Schwester und ich sprechen ihn an. Aber die Augen kann er noch nicht aufmachen. Was wäre das schön!

Am Nachmittag rufe ich von zu Hause an. Die OP war für 17 Uhr angesetzt. Er könne noch nicht operiert werden. Zu viele andere Notfälle. Aber, ob wir schon von seinen Augen wüssten?

Der Augenarzt war bei ihm. Augenhintergrundblutungen, Sehnerv wahrscheinlich geschädigt. „Ist er oder wird er

etwa blind?“, ist meine Frage. Ich bekomme die Worte kaum heraus. „Das kann man nicht genau sagen.“ Der Schock bei uns ist groß, fast wie am Unfalltag! Sofort fahre ich allein hin. Ich sitze im Auto. Immer dieselben Straßen, Richtung Klinik.

Als Kind hatte ich oft Albträume. Unsere Wohnküche hatte vier Türen. Eine davon führte in den kleinen dunklen Keller. Ich träumte, dass ich bei spärlicher Beleuchtung (25 Watt-Birne) auf unserer Küchenholzbank saß. Plötzlich ging diese Tür auf. Die dunkle Türöffnung starrte mich an. Eine bedrohliche, unheimliche Kraft zog mich immer weiter in Richtung dieses Kellereingangs. Bevor mich dieses furchtbare dunkle Loch ganz vereinnahmte, wurde ich wach. Schweißgebadet fand ich mich, sitzend im Bett, in der Wirklichkeit wieder. Nur langsam verließ mich dieses unheimliche Gefühl. Es war nur ein Traum!

Hier aber scheint es kein Traum zu sein! Ich spreche mit dem jungen Arzt Dr. A. „Ja, man muss damit rechnen, dass Stefan blind wird.“ Alles ist im Augenblick zu viel für mich. Ich verliere für einen Moment die Beherrschung und lasse meinen Tränen freien Lauf.

Am nächsten Tag beruhigt mich der Stationsarzt Dr. H. Von Blindheit könne endgültig noch keine Rede sein. „Die Pupillenreaktion ist ja noch gegeben.“ Ich hoffe inständig, dass er Recht hat.

Wenig später. Stefan öffnet kurz ein Auge. Lidschlag. Hoffnung!

Mittwoch, 1.11.78. (Allerheiligen) 9:30. Ich fahre allein zur Klinik. Stefans Bett ist leer. Er ist in die Chirurgie zur

Oberarmoperation gebracht worden. Meine Gefühle sind gemischt. Das tagelange Verschieben der OP-Termine hat nun ein Ende. Aber, verträgt sein kaputtes Gehirn die Narkose? Kommt er durch?

Die Chirurgie ist einige 100 m entfernt. Im 1. Stock setze ich mich auf eine Bank vor einer Schwingtür mit der Aufschrift: „OP-Räume. Kein Durchgang für Patienten.“

Jedes Mal, wenn eine Person heraus- oder hereingeht, beuge ich mich weit vor, recke meinen Hals, um durch den Spalt der offenen Tür zu entdecken, was sich in dem Raum dahinter tut.

Für kurze Momente erkenne ich einen schmalen Flur mit leeren Betten, die an den Wänden stehen. Dahinter eine Tür.

Als wieder ein Mann mit grünem Kittel und grüner Kopfbedeckung herauskommt, spreche ich ihn an. Ich stelle mich vor und frage ihn: „Mein Sohn Stefan wird heute operiert. Können Sie mir sagen, wann die Operation beendet sein könnte?“ Der Mediziner ist freundlich und kooperativ. Er geht zurück durch diese Schwingtür, um Informationen für mich zu holen. Wenig später höre ich von ihm, dass ich zwischen 11:45 und 12:00 Uhr wiederkommen könne. So lange würde es noch dauern.

Unsicher stehe ich vor dem Haupteingang. Was soll ich in diesen 1 ½ Stunden machen? Was soll ich gegen diese Unruhe, diese innere Verspannung tun? Vielleicht hilft ein Fußmarsch zum Sportpark „Sentruper Höhe“, der ist nicht weit von hier entfernt. Dort habe ich mich allein und auch mit den Kindern an Sonntagvormittagen sehr oft sportlich betätigt. Während ich noch überlege und Erinnerungen durch mein Gedächtnis ziehen, höre ich Glo-

ckengeläut aus der Nähe. Es ist ja Feiertag! Die Kirche muss auf dem Wege zu den Sportanlagen liegen. Ich marschiere los.

Glockengeläut hat etwas Friedliches. Als Kind brauchte ich nur über die Straße zu laufen und ich war im sogenannten „Feld“. Vor mir tat sich ein langgestrecktes Tal auf. An beiden Seiten Wiesen und Kornfelder. Ganz in der Ferne leuchtete bei Sonnenschein der weiße Kirchturm des kleinen Ortes Frohlinde auf. Je nachdem, wie der Wind stand, hörte man am Sonntagmorgen entferntes Glockengeläut. Die Natur um mich herum und dieses Glockengeläut war für mich der Inbegriff von Ruhe und Frieden.

Aber heute hat das Läuten einen aggressiven, metallenen Klang. Ob es die Nähe ist?

Ich sehe eine katholische Kirche. Vielleicht finde ich hier etwas Ruhe! Ich suche mir einen Platz in der letzten Reihe ganz außen. So kann ich ohne zu stören schon vor dem Ende des Gottesdienstes herausgehen. Die vertraute Liturgie tut mir gut. Ich kann mich aber nicht konzentrieren, die Lieder, die Gebete rauschen an mir vorbei. Ob ich hier der Einzige bin, der Probleme hat? Wahrscheinlich nicht.

Ich habe mich immer zurückgehalten, wenn es darum ging, um etwas zu bitten. Ich wollte Gott nicht mit alltäglichen Problemen belästigen.

Aber jetzt habe ich diese Hemmungen verloren. Ob er mich aus dem riesigen Chor der um Hilfe Rufenden heraushören kann?